

Wolfgang Klein

Rita Schober 90

Laudatio

In einem am Tag dieses Festes nur noch wenige Wochen unveröffentlichten Brief setzte Victor Klemperer vor gut 54 Jahren seitenlang seine äußerste Empörung über eine ihm vorgelegte Doktorarbeit auseinander, die er „für eine vollkommen verfehlte und unmarxistische Anwendung marxistischer Theorien“ halte – „engherzig, stur, dumm und gehässig“ ihr Thema anfassend, „entfernt von aller Wissenschaftlichkeit des Literarhistorikers und [...] unsinnig umgehend mit unsicheren Schlagwörtern. [...] Entweder habe ich als Lehrer völlig versagt, oder der Mann passt zum Literarhistoriker wie der Igel zum Lautenschlagen.“ „Du selber in Deiner Habilitationsschrift“, wandte er sich dagegen an die Adressatin, „bist vorbildlich sorgsam in der Anwendung und Definition des ins Schwanken geratenen ästhetischen Begriffs, und Du selber hältst Dich bei aller Betonung Deiner Parteizugehörigkeit von aller ästhetischen Sturheit fern.“¹

Der vermutlich dauerhaft vertraulich bleibende Durchschlag eines anderen Briefes überliefert, daß vor jetzt 20 Jahren zwei hier anwesende Vertreter des Zentralinstituts für Literaturgeschichte derselben „Romanistin und Literaturwissenschaftlerin“ dazu gratulierten, „impulsgebend [...] wichtige Bausteine für die Entwicklung unserer marxistisch-leninistischen Literaturwissenschaft geliefert“ zu haben, weil sie die Ergebnisse von „mit wissenschaftlicher Akribie betriebenen philologischen Studien in literaturtheoretische Verallgemeinerungen von hohem Wert“ habe münden lassen.²

Und nur noch 5 Jahre ist es her, daß in einem damals gleich nachzulesenden Vorwort ein ebenfalls präsender Kollege aus Dahlem eine „Emerita“ dafür würdigte, daß ihre „Philologie [...] sich konsequent im Zeichen der Lite-

1 Victor Klemperer an Rita Schober, 17.2.1954, jetzt in: Victor Klemperer / Rita Schober, Briefe 1948-1959, in: *lendemains* 130-131/2008, S. 225f.

2 Manfred Naumann und Wolfgang Klein an Rita Schober, 13.6.1988, Durchschlag in: Privatarchiv Klein.

ratursoziologie, der Mimesis und Pragmatik“ entwickle (*keineswegs*: entwickelt habe) – „mit politischem Anspruch und in „aufklärerischem Gestus“ die „Fiktionsstufen in die Dimension [...] der sittlichen Praxis“ rückübersetzend.³

Gelegentlich ändert sich, wie diese Reihe zu hören gibt, die Würdigungskraft von Termini: Werte und Maßstäbe sind dann anders zu benennen. Auch wenn Rita Schober selbst inzwischen „unter den gegebenen postavantgardistischen und epistemologischen Bedingungen der Moderne einer referentiell auf Wirklichkeitsabbildung intentionierten Narration ihre Beglaubigung und Kredibilität“ zu sichern sucht⁴, spricht sie anders als in den Zeiten, als sich noch das Wunder des sprachlichen Kunstwerks und der Gebrauch der Literatur „als ein allgemeines Beweismittel ideologiegeschichtlicher Betrachtungen“⁵ kriegerisch entgegenstanden und sie sich für Zola als einen Menschen interessiert hat, „den es drängte, die Wirklichkeit zu beobachten, zu studieren und zu analysieren, um in das Wesen der Erscheinungen einzudringen und es wahrheitsgetreu in seinem Werk darstellen zu können“⁶. Aber im Grunde begegnen wir an allen diesen Diskursorten einem sich herausbildenden und dann durchgehaltenen Anspruch: dem, der „Verankerung der Fiktion in der Realität“⁷ so nachzudenken, daß beide Seiten – Philologie und Theorie wie ästhetischer Begriff und sittlicher Anspruch an die Gesellschaft, ja an die Politik – zu ihrem eigenartigen Recht kommen und dennoch aufeinander angewiesen bleiben. Wer dies leisten will, muß Spezialistin sein und darf sich darin nicht verlieren. Sie muß ihr Fach wichtig nehmen und selbst die stolze Haltung des Wissenden demonstrieren, ohne darin schon Erfüllung zu bezeichnen oder gar zu finden. Man muß den Sinn seiner Profession verteidigen und soll ihn darin auffinden, daß Literatur die Welt „nicht bewegen und auch nicht verändern“, sehr wohl aber „mitbewegen und mit verändern“ kann. Der Literaturwissenschaftler, meinte sie 1988 wie davor und (weniger selbstverständlich) danach, betreibt „eine Gesellschaftswissenschaft“.⁸ Wer Rita Schober feiert, feiert diese hohe Forderung.

3 Winfried Engler, Von Spätlesen und anderen Genüssen, in: Rita Schober, Auf dem Prüfstand. Zola – Houellebecq – Klemperer, Berlin 2003, S. 7f.

4 Schober (Anm. 3), S. 285.

5 Rita Schober, Skizzen zur Literaturtheorie, Berlin 1956, S. 13.

6 Rita Schober, Emile Zolas Theorie des naturalistischen Romans und das Problem des Realismus, Habil.-Schrift, Humboldt-Universität Berlin 1953, S. 3.

7 Schober (Anm. 3), S. 156.

8 Rita Schober, Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft, Halle/Leipzig 1988, S. 11.

Das Leben, das sie – im Wortsinn, wie weiß, wer näher mit ihr zu tun hatte und hat – *geführt* hat und führt, begründet und beglaubigt den Anspruch. Den Texten, die sie schrieb, läßt sich ablesen, wie weit sie ihn in ihren – wenig gleichförmigen – Zeiten getrieben hat.

Rita Schober hat im März 1945 in Prag mit einer bei Erhard Preißig geschriebenen Arbeit über die Bedeutungsentwicklung des Suffixes -age von der lateinischen Wurzel -aticus bis zur damaligen Gegenwart promoviert. Der in Wissenschaftlerbiographien obligate Satz mag bei dieser Autorin im Blick auf das Thema leicht verwundern. Er wird außerordentlich, sobald man bedenkt, was sie zu dieser Zeit an diesen Ort des Rigorosums geführt hatte. Noch in Österreich-Ungarn in einer Kleinstadt kurz vor der Grenze zum Deutschen Reich in kleinen Verhältnissen geboren – der Vater war Verkäufer und Dekorateur, die Mutter Schneiderin –, hatte sie kurz vor ihrer Ersten Staatsprüfung für das Lehramt Französisch/Latein an der Deutschen Universität in der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag gestanden, als die deutsche Besetzung des Sudetenlandes im Herbst 1938 die politischen wie die bescheidenen finanziellen Grundlagen ihres Studiums zunichte gemacht hatte. Nur Tage vor der Annexion Tschechiens Mitte März 1939 hatte sie die Prüfung in Prag doch noch ablegen können, dann aber als Aushilfslehrerin für ihren Lebensunterhalt sorgen müssen, bis sie im Frühjahr 1943 ihr Studium in derselben Stadt Prag, nun aber der Hauptstadt eines sogenannten Reichsprotectorats, wieder aufnahm, es ein Jahr später abschloß – und nach ihrer Arbeit als Lehrerin jene Dissertation verfaßte, die sie so erfolgreich verteidigte, daß ihr deutscher Professor ihr anschließend riet, als ersten Schritt in eine Hochschullaufbahn eine Arbeit zur Namengebung im Altprovenzalischen in Angriff zu nehmen. Das tat er keine zwei Monate vor der Befreiung der ČSR und also ihrer Heimatstadt, der die gewaltsame Aussiedlung der deutschen Bevölkerung folgte.

Die später Geborenen können die strenge Energie und die heraushebende Intelligenz ahnen, die erforderlich waren, um in solchen Umständen zu bestehen, und mögen sie in Verhaltensweisen Rita Schobers wiederfinden, die ihnen selbst begegnet sind. Sie dürfen begreifen, daß die wiederholte Erfahrung des Umstürzens und der Unmenschlichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse der eigenen Persönlichkeit wie jedem Verhalten anderer gegenüber fordernd macht, dies aber nicht zu Distanz oder Gelassenheit gegen die Politik gesteigert werden muß, sondern entschiedene Treue gegenüber akzeptierten Ordnungen und Werten begründen kann. Und ihnen sollte in den Sinn kommen, was Rita Schober selbst rückschauend so formuliert hat: „Vielleicht erklären dieser Ausbildungsgang und die historischen Ereignisse jener Jahre meine

spätere Aufnahmebereitschaft für eine umfassende Welterklärung in soziologischer und philosophischer Hinsicht, wie der Marxismus sie anbot.“⁹

Vom Frühjahr 1946 bis zum Sommer 1951 war Rita Schober am Romanischen Seminar der Universität Halle tätig, arbeitete dann für ein knappes Jahr als Hauptreferentin für Philologie im DDR-Staatssekretariat für das Hochschulwesen und kam im Anschluß an die Humboldt-Universität. Dort habilitierte sie sich im März 1954. In diese Zeit fallen 1948 zwei der drei Begegnungen, die sie bei ihrem Geburtstagskolloquium vor 20 Jahren als „maßgebend“ für die „inneren Bedingungen meiner wissenschaftlichen Entwicklung“ bezeichnet hat – die Begegnung mit Victor Klemperer als ihrem „eigentlichen akademischen Lehrer“ und der Besuch eines Lehrgangs zum dialektischen und historischen Materialismus an der Parteihochschule der SED.¹⁰ In dieser Zeit wird aus der Sprachhistorikerin die Literaturwissenschaftlerin, die aber noch in ihrem Habilitationsvortrag zu Marie de France mit dem früher Angeeigneten mehr zu unternehmen vermag als „ein bisschen mit dem altfranzösischen Handwerk zu klappern“, wie ihr Klemperer das mit Blick auf die Zunft vorher geraten hatte.¹¹

Aus dieser Zeit stammen die ersten Texte, die Rita Schober Ende der 1990er Jahre in einer Bibliographie ihrer Schriften verzeichnet hat. Noch vor Nachworten zu Zola, Maupassant und George Sand, in denen die neue Forschungsrichtung erste Ergebnisse fand, war das ein Beitrag zu einer „Sammelchrift unter Mitwirkung namhafter Gelehrter“ aus verschiedenen Disziplinen „anläßlich der III. Weltfestspiele 1951 in Berlin“, in der sie als einzige nur Promovierte neben Koryphäen wie Baumgarten, Frings, Meusel, Steinitz und Stroux eine neue Literaturwissenschaft klassenkämpferisch vertrat. „Die Literatur“, kann man dort stalingestützt lesen, „ist eine Überbauerscheinung des gesellschaftlichen Lebens, in der sich die in den Produktionsverhältnissen der Basis gegebenen konkreten menschlichen Beziehungen in künstlerischer Form spiegeln“, und George Sand galt in ihrem Disput mit Flaubert alle Sympathie, weil sie „vollkommen die Bedeutung der gesellschaftlichen Rolle des Dichters [erkennt], wenn auch unter Verkennung seiner Klassenbedingtheit“. Die Feststellung, daß die Kunst, indem sie das Leben „künstlerisch gestaltet, [...] zugleich selbst zu einem das Leben umgestaltenden Faktor“ wird¹², sprengte den Vulgärsoziologismus noch nicht: wesentlich dem sozialhistorisch nach Marx bestimmten Typischen sollte die Gestaltung gelten.

9 Rita Schober, *Kurzvita Graz*, Typoskript, S. 8.

10 Rita Schober in: *Realität, Fiktion und Realismus in der französischen Literatur des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1989, S.4 (*Gesellschaftswissenschaftliche Studien*, Jg. 1, Heft 8).

11 Klemperer an Schober (Anm. 1), S. 225.

Der wichtigste und abschließende Text dieser Phase, die unveröffentlichte, aber subjektiv lange richtunggebende Habilitationsschrift „Emile Zolas Theorie des naturalistischen Romans und das Problem des Realismus“, folgte konzeptionell – wie damals alle marxistische Literaturwissenschaft in der DDR außerhalb der Schule von Werner Krauss – Betrachtungsweisen Georg Lukács'. In Wertung und Analyse ging es um „das Wesen der Erscheinungen“ und dessen wahrheitsgetreue Darstellung.¹³ Damit qualifizierte sie ihren Autor jedoch nicht ab. Im Urteil über andere kann Rita Schober zwar gegebenenfalls durchaus entschieden Distanz halten und spürbar machen. Sie hat aber, wenn ich es richtig sehe, so nie *geschrieben*, sondern immer versucht, ihr Wertvolles in intensiv aneignender Einfühlung zum Leuchten zu bringen, sich dabei nicht der Differenz und dem Außenstehen, sondern der Übereinstimmung und dem Gestaltungsanspruch zuwendend. In der Habil.-Arbeit hieß das, Lukács mit Argumenten Lukács' zu entgegnen. Dem Verdikt, Zolas außerordentliche Beschreibungen schilderten nur einen „gigantischen Hintergrund, vor dem sich kleine, zufällige Menschen hin und her bewegen und ihre kleinen, zufälligen Schicksale durchleben“, ¹⁴ widersprach sie durch schon damals philologisch ausgefeilte Detailanalysen von Handlungsverläufen und stilistischen wie sprachlichen Darstellungsmitteln. Die sichern ihren Annäherungen an Literatur bis heute im Reichtum der Aspekte wie des Bedachten die von Konzepten nicht verstellte Frische des direkten und dabei durch Wissen intensiven Genusses. Vielleicht bleibt der ja von aller Literaturwissenschaft zuoberst zu verlangen, wenn diese ihrem Gegenstand sich zuordnet. Das Resümee aber ging wieder mit Lukács konform: Was sie zeigte, nannte sie „Durchbrüche zu echtem Erzählen“¹⁵. Hinzuzufügen bleibt, daß ihr wie Lukács nicht gerecht wird, wer in dessen Kunsturteilen die grundlegende Forderung des Sozialphilosophen verkennt, „den Kampf des Menschen gegen seine Trollhaftigkeit, [...] gegen die bloß unmittelbare Partikularität“¹⁶ zu führen.

12 Rita Schober, Literaturwissenschaft und Kampf um den Frieden, in: Wissenschaftler kämpfen für den Frieden. Eine wissenschaftliche Sammelschrift unter Mitwirkung namhafter Gelehrter, Berlin 1951, S. 148, 152, 154.

13 Schober, Emile Zolas Theorie des naturalistischen Romans (Anm. 6), S. 3.

14 Georg Lukács, Zum hundertsten Geburtstag Zolas (1940), in: Lukács, Balzac und der französische Realismus, Berlin 1952, S. 96.

15 Ebd., S. 263.

16 Georg Lukács, Lob des neunzehnten Jahrhunderts (1967), in: Lukács, Essays über Realismus, Neuwied/Berlin 1971, S. 659.

Seit dem 1. Mai 1954 war Rita Schober Professor mit vollem Lehrauftrag sowie Fachrichtungsleiter am Institut für Romanistik und vier Monate später dessen geschäftsführender Direktor (damals selbstverständlich mit der männlichen Form in Urkunden und Umgang). Damit begann jene lange Phase, in der die Romanistik an der Humboldt-Universität nicht nur – andere ihrer Vertreter sind hier –, aber doch an erster Stelle mit ihrem Namen verbunden war. 1957 wurde sie Professor mit Lehrstuhl und nach dem zeitweisen Verlust der Selbständigkeit des Instituts in der Hochschulreform 1969 für einige Jahre Dekan der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät, als der sie sich um Qualifizierungsschriften und Lehrbefugnisse in diesem Bereich zu kümmern hatte und auf deren Qualität und Öffentlichkeit drang. Sie leitete in den 1960er Jahren den Wissenschaftlichen Beirat für Romanistik beim zuständigen Staatssekretariat und später das DDR-Nationalkomitee für Literaturwissenschaft. Die Akademie der Wissenschaften der DDR wählte sie 1969 zu ihrem Mitglied. Vor dreißig Jahren wurde sie emeritiert, blieb ihrer Universität aber noch bis Ende 1989 aktiv verbunden, bezeichnenderweise u.a. mit der Selbstverpflichtung zu einem Spezialseminar „Interpretation literarischer Texte“. Seit 1955 reiste sie vielfach zu Forschungsaufenthalten, Gastvorträgen, Kolloquien und Kongressen, von Bukarest bis Moskau wie, weniger selbstverständlich, nach Graz, Paris oder New York; auch im Ausland stand der Name der „roten Rita“, unter Romanisten wie in der Association internationale de littérature comparée, bald für das, was Kollegen aus der DDR zu leisten vermochten. Sie hatte, wie zu hören war, einen Draht zu Kurt Hager, war aber auch, wie ich erlebte, beim zufälligen Zusammentreffen mit Thomas Goppel nach drei Schritten im angeregtesten Gespräch. Ihre Studenten (oder jedenfalls den, der hier redet) beeindruckte sie durch ein golden glänzendes Kostüm samt Schuhen und die Worte, mit denen sie darin die Studentenaufführung von Ionescos *Cantatrice chauve* zur Weihnachtsfeier des Instituts einleitete, und den französischen Staat mit ihren „der Kultur Frankreichs geleisteten Diensten“, für die er sie 1978 zum Chevalier im Orden der Palmes académiques schlug. Für die DDR gehörte sie seit 1974 zwei Jahre dem Exekutivrat der UNESCO an, und in diesem Saal wurde sie 1988 Ehren doktor dieser Universität.

Die wissenschaftliche Leistung aus dieser Phase, die ihre meistgenannte geblieben ist, hatte an deren Beginn schon zu erscheinen begonnen – die bis heute gültige und inzwischen digital wieder erhältliche, neu übersetzte und in Nachworten mit forscherschem Anspruch, aber verständlich kommentierte deutsche Ausgabe von Zolas *Rougon-Macquart*-Zyklus. Die von 1952 bis

1976 veröffentlichten Bände richteten sich – auch das bedeutet „Gesellschaftswissenschaft“ – an die große Öffentlichkeit: allein in der DDR erschienen, mit Nachauflagen, fast 4 Millionen Exemplare; daneben entstanden zahlreiche Zola-Untersuchungen fürs Fach. Die Ausgabe wie die Artikel hat Rita Schober selbst rückschauend kritisch charakterisiert, ich will das hier nicht aufgreifen. Nur ihre unter Wissenschaftlern wie sonstigen Menschen nicht allzu verbreitete Fähigkeit sei betont, nicht nur andere, sondern auch sich selbst distanziert zu analysieren – was allerdings hier wie generell leichter wird, wenn die Leistung auch nach der Kritik beachtenswert bleibt.

Seit der Mitte der 1950er Jahre begann Rita Schober „Philologie“ und „Pragmatik“ anders zu verbinden als in ihren Anfängen. Ihre *Skizzen zur Literaturtheorie*, die 1956 einen Aufsatz über den „gesellschaftlichen Standort der Literatur“ mit einem zur „Wirklichkeitssicht des ‚Germinal‘“ koppelten, leitete sie mit dem Befund ein, die „Diskussion um die Stellung der Literatur im gesellschaftlichen Gefüge“ sei „schon etwas abgeebbt“ und beschäftige sich inzwischen „immer intensiver mit den spezifischen Eigenschaften der Literatur“. ¹⁷ Dem lag das Tauwetter dieser Jahre zugrunde. Als Erklärungsgrund „in letzter Instanz“ galt weiter „die Klassenlage des Autors“ und als Maß der „objektive“, ja der „absolute Wahrheitsgehalt“ ¹⁸ der Werke. Aber weit stärker wog von nun an alles, was des Autors „eigentlich schöpferische Leistung darstellt und zur Gebietserweiterung der Kunst beiträgt“. ¹⁹ Die *Französische Literatur im Überblick*, die 1967 fertig war und 1970 auf gut 500 Seiten eines Reclam-Bandes vom Rolandslied bis Arthur Adamov reichte, sah sich in ihrer Kürze noch eher grob auf die sozialhistorischen Kategorien verwiesen und ist von ihrer Herausgeberin bald nicht mehr als vorzeigbar angesehen worden. Das im selben Jahr 1970 erschienene Buch *Von der wirklichen Welt in der Dichtung* dagegen sammelte jene Studien, in denen die Präsenz der Realität in Literatur einer ins Einzelne gehenden „exakten inhaltlichen Analyse“ unterworfen und auf ihre „Formmittel“ hin besichtigt wurde – von Marie de France und Dante über die klassische Doktrin (auch eine Neuübersetzung von Boileaus *Art poétique* lag seit 1968 vor) und mehrfach Zola bis zu der Studie über Aragons *Semaine sainte*, in der sie es 1962 unternommen hatte zu zeigen, was alles „sozialistischer Realismus“ genannt werden könnte. Rita Schober, das wurde hier deutlich und blieb so, arbeitete mit den kulturpolitisch herausgehobenen Begriffen und zuerst dem des Realismus, nicht ohne oder

17 Rita Schober, *Skizzen zur Literaturtheorie*, Berlin 1956, S. 7.

18 Ebd., S. 11, 68f.

19 Ebd., S. 11.

gar gegen sie – in der Vorstellung, sie, und sei es nach und nach, aus ihrer ideologischen Gefangenschaft erlösen und so die Wissenskultur der Gesellschaft dynamisieren zu können. Noch in der späten DDR wurde ein solcher Ansatz im Fach dortzulande nur selten mit Kopfschütteln bedacht.

Ein Neuansatz deutete sich 1968 mit ihrem Essay *Im Banne der Sprache. Strukturalismus in der Nouvelle Critique* an. Wie schon bei Aragons großem Roman und wie viel später auch bei denen Houellebecqs, reagierte sie damit neugierig und direkt, aber mit allem, was sie bis dahin bedacht hatte, auf eine ihr produktiv erscheinende Provokation – Gesellschaftswissenschaft soll sich auch darin erweisen, daß sie sich nicht nur mit abgelagerten Gegenständen befaßt. Dies wurde die dritte der für die wissenschaftliche Entwicklung nach eigenem Urteil maßgebenden Begegnungen. Entschieden polemisierte Rita Schober weiterhin gegen das Herausheben der synchronen über die diachrone Dimension der Literatur und gegen die „Preisgabe möglicher Wahrheitserkenntnis“²⁰, die sie bei Roland Barthes und anderen diagnostizierte. Zudem aber würdigte sie deutlich die durch den Strukturalismus vertiefte Möglichkeit, „*Literaturgeschichte* als wirklich wissenschaftliche *Literaturgeschichte*“ zu betreiben – betonend zu ihrer Seite, daß sie „nicht einfach als Hilfsdisziplin oder Sparte einer allgemeinen Ideologiegeschichte“ anzusehen sei, zur anderen, daß sie „nicht durch die Ausklammerung aller über die Sprachstruktur hinausweisenden Referenzen auf ein historisches Externum“²¹ Erkenntnis produzieren könne. Im Seminar behandelte sie damals folglich „*Linguistique et poétique*“ von Jakobson und „*Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag*“ von Krauss unmittelbar hintereinander.

In der Auseinandersetzung mit Barthes erkannte Rita Schober die von diesem benannte Tatsache, daß das Werk „gleichzeitig mehrere Sinngehalte“ enthält, als wesentliches Problem²² und wandte sich ihm in der Folgezeit nachdrücklich zu – bald zunehmend angeregt durch die Rezeptionsästhetik von Manfred Naumann und Hans-Robert Jauß. Als sie 1982 in *Abbild – Sinnbild – Wertung* ihre neuen Aufsätze sammelte, galten die der „Theorie und Praxis literarischer Kommunikation“. In den Mittelpunkt des Kunstbegriffs war nun die Produktivität des Subjekts gegenüber der Objektivität gerückt – die des Autors beim Formen jenes „Spielraums von Sinngebungsmöglichk-

20 Rita Schober, *Im Banne der Sprache. Strukturalismus in der Nouvelle Critique*, Halle 1968, S. 75.

21 Ebd., S. 85.

22 Vgl. Rita Schober, *Von der wirklichen Welt in der Dichtung. Aufsätze zur Theorie und Praxis des Realismus in der französischen Literatur*, Berlin/Weimar 1970, S. 41-51 (Zitat S. 41).

eiten“²³, den der Werktext bildet, wie die des Lesers auf diesem „Betätigungsfeld“²³. Es blieb dabei, daß die Werke der Wirklichkeit, ihrer Erkenntnis und der Bewegung in ihr zugeordnet waren. Aber die Bestimmtheit der Kunstproduktion durch die vorausliegende Realität war nun als relativ begriffen und über die Textinterpretation hinaus mittels des Methoden- und des Wertungsbegriffs auch theoretisch differenziert dargelegt, die sekundäre Aktivität des Lesers einbeziehend. Ihr letztes Buch in der DDR sammelte laut Untertitel nicht mehr autoritative „Aufsätze“, sondern vorläufige „Essays“ und betonte einleitend den „Dialog, der sich zwischen den Werken und den Lesern entwickelt“²⁴; 1988 formulierte sie ihre Erwartung, daß dieser Dialog sich in einer „kritischen, eigenes Denken und Nachdenken der Leser provozierenden“²⁵ Kommunikation durch und über Literatur gesellschaftlich entfalten werde.

Ein Überbau von beachtlicher Komplexität war so errichtet. Nur wollte es die Ironie der Geschichte, daß keine Basis ihm entsprach. So kam dieser Gesellschaftswissenschaft kurz darauf mit der realen ihre gewünschte Gesellschaft praktisch abhanden und war die Materialistin auf den Geist und dessen Wissenschaft verwiesen.

Für Rita Schober ist dieser Bruch kein Grund gewesen, sich nun zu reiner Wissenschaft zu wenden oder gar sich zurückzuziehen. Sie ist Gründungsmitglied der Leibniz-Sozietät geworden und auch darüber hinaus immer wieder präsent und also aktiv, wo sie Anregung erwartet oder geben will. Sie erregt weiter Aufmerksamkeit und fordert sie ein. Institutionelle Macht ist mit ihr nicht mehr verbunden – intellektuelle strahlt sie weiter aus.

Ausgerechnet Houellebecq – dachten manche – hat diese Grande Dame der Romanistik im Untertitel ihrer bisher letzten Sammlung *Auf dem Prüfstand* 2003 neben Zola und Klemperer gestellt und im Text die ihr zur Verfügung stehende Analysekunst auf ihn gewendet – seine „Wahrheitsbeglaubigungsverfahren“²⁶ sorgfältig sezierend. Daß sie dabei neben der Befriedigung, eine der ersten zu sein, das durchgehaltene Interesse an „Erneuerung und Umbau eines realitätskritischen, mimetischen Romantyps“²⁷ trieb, ist deutlich, und daß die Nachwuchshoffnung den Atem des alten Meisters wohl doch nicht aufbringen wird, hat sie inzwischen auch konstatiert. Die Zola-

23 Rita Schober, *Abbild – Sinnbild – Wertung. Aufsätze zur Theorie und Praxis literarischer Kommunikation*, Berlin/Weimar 1982, S. 156, 220.

24 Schober, *Vom Sinn und Unsinn* (Anm. 8), S. 5.

25 Schober (Anm. 10), S. 10.

26 Schober (Anm. 3), S. 226.

27 Ebd., S. 285.

Analysen ihres neuesten Buches setzen weiter die Standards – noch danach mit einem neuen Nachwort zu *Nana* in der Digitalausgabe der *Rougon-Macquart* –, und die Klemperer-Erinnerungen handeln nicht zuletzt von seiner wie ihrer Ethik wissenschaftlichen Arbeitens.

Eine andere Feststellung jedoch soll an den Schluß dieser Lobrede führen: *Auf dem Prüfstand* enthält, als erste ihrer Sammlungen, keinen einzigen theoriezentrierten Text. Rita Schober selbst spricht in der Nachbemerkung von „der gebotenen, dem weiteren Nachdenken verpflichteten theoretischen Zurückhaltung“.²⁸ Man kann das für angemessene Bescheidenheit halten: Was bleibt nach dem Verschwinden der auf einen Marxismus verpflichteten sozialen Wirklichkeit und der Infragestellung ihrer Sinnbildungs- und Wertungsinstanzen, sind Vermögen und Verpflichtung zur „historisch-faktologischen Beschreibung“²⁹. Man könnte der Lücke aber auch eine Form trotzigem Stolzes abhören. Dies ist keine Zeit für eine Literaturwissenschaft als Gesellschaftswissenschaft. Zu sehr greift statt dessen in der Wissenschaft von der Literatur hoch gebildete, ins Artifizielle sich sondernde Selbstbezogenheit um sich, nennt sich gar Kulturwissenschaft. Dies spezielle Können hat sein Recht. Dafür allein jedoch ist die Zeit zu schade. Literaturwissenschaftliche Texte müssen souverän ihre Standards beherrschen und weiterbilden. Aber sie sollen über sich selbst hinaus etwas von Belang für die Menschen diesen zu erkennen geben. Wesentlich bleibt somit weiterhin „die Verankerung der Fiktion in der Realität“³⁰, durch alle Veränderung beider hindurch. Um sie zu erfassen – darf Rita Schober für sich behaupten –, liegt ein in Jahrzehnten verfeinertes, von Vernunft geprägtes Konzept vor, das Anspruch auf Berücksichtigung trotz des Umstandes, daß es sich bis auf weiteres zur Philologie reduziert, weiter erheben kann.

Nach Möglichkeiten, dem bloß Literarischen das letzte Wort nicht zu lassen, hält Rita Schober andauernd Ausschau – weitherzig, entschieden, klug und aufmerksam (um Klemperers Eingangsreihe umzukehren, wie hier angebracht). Vielleicht verdiente der Kreis der ÜberLebenswissenschaft, der sich in letzter Zeit zu formen beginnt, ja ihr Interesse – wie sie seines.

Liebe Rita, Gesundheit so viel als möglich, Gratulation und respektvollen Dank für das Bisherige und Genuß, also gute Arbeit, bei dem, was kommt.

28 Ebd., S. 351.

29 Ebd.

30 Ebd., S. 156.